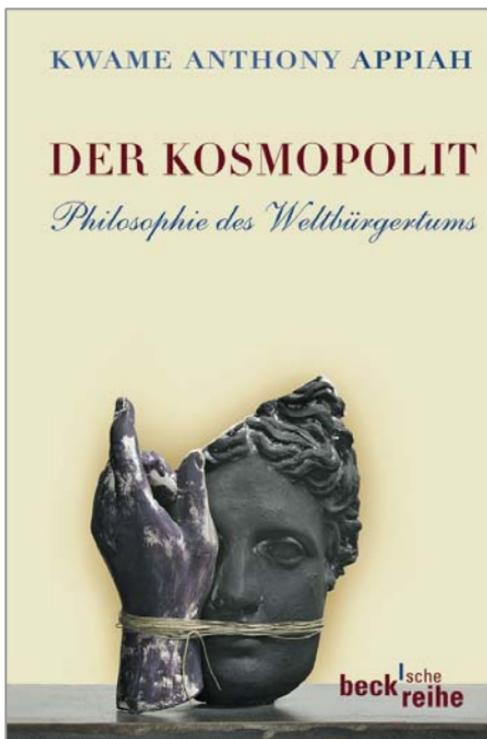


Unverkäufliche Leseprobe



Kwame Anthony Appiah
Der Kosmopolit

Philosophie des Weltbürgertums

Aus dem Englischen übersetzt von Michael
Bischoff

222 Seiten, Paperback

ISBN: 978-3-406-58488-6

EINLEITUNG

Originaldokument

Das Gespräch suchen

© Verlag C.H.Beck

Unsere Vorfahren waren schon vor sehr langer Zeit Menschen. Würde ein vor vierzigtausend Jahren geborenes Mädchen als Säugling von einem Zeitreisenden entführt und in einer normalen Familie in New York aufgezogen, wäre sie mit achtzehn Jahren in der Lage, auf ein College zu gehen. Sie könnte Englisch lernen (neben Spanisch oder Chinesisch – wer weiß?), verstünde Trigonometrie, verfolgte Baseballspiele und liebte Popmusik. Wahrscheinlich wünschte sie sich ein Zungenpiercing und ein paar Tattoos. Und sie wäre erkennbar anders als ihre in der Vergangenheit zurückgebliebenen Brüder und Schwestern. Während des größten Teils der Menschheitsgeschichte wurden die Menschen in eine kleine, aus wenigen Personen bestehende Gruppe, eine Horde aus Jägern und Sammlern, hineingeboren und sahen an einem normalen Tag nur Menschen, die sie schon ihr Leben lang kannten. Alles, was unsere fernen Vorfahren aßen oder am Leib trugen, jedes Werkzeug, das sie benutzten, und jeder Schrein, an dem sie beteten, war von der Gruppe selbst hergestellt worden. Ihr Wissen stammte von ihren Vorfahren oder aus eigener Erfahrung. Das ist die Welt, die uns geprägt und in der unsere Natur sich herausgebildet hat.

Wenn ich an einem ganz normalen Tag die Fifth Avenue in New York hinuntergehe, sehe ich mehr Menschen, als die meisten dieser prähistorischen Jäger und Sammler in ihrem ganzen Leben jemals sahen. In der Zeit zwischen damals und heute wurden einige unserer Vorfahren

sesshaft und erlernten die Landwirtschaft, sie schufen Dörfer und Kleinstädte und schließlich auch Großstädte, und sie entdeckten die Macht der Schrift. Doch das war ein langsamer Prozess. Die Bevölkerung, die das antike Athen Ende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, als Sokrates starb, in seinen Mauern barg, fände heute in ein paar großen Wolkenkratzen Platz. Als Alexander ein dreiviertel Jahrhundert später in Mazedonien aufbrach, um die Welt zu erobern, zählte sein Heer dreißig- bis vierzigtausend Mann – weniger, als jeden Montagmorgen zur Arbeit nach Des Moines hineinfahren. Als die Einwohnerzahl Roms im ersten Jahrhundert die Marke von einer Million erreichte, war das die erste Stadt dieser Größe. Zu ihrer Ernährung mussten die Römer ein Weltreich errichten und Getreide aus Afrika heranschaffen. Inzwischen hatten sie bereits gelernt, wie man auf engstem Raum in einer Gesellschaft zusammenlebt, in der man die meisten Menschen nicht kennt, auch wenn man dieselbe Sprache spricht, dieselben Gesetze befolgt und ähnliche Dinge auf den Tisch bringt. Es scheint mir fast ein Wunder zu sein, dass unser in einer langen Geschichte geformtes Gehirn sich an diese neue Lebensweise anzupassen vermochte.

Auch als wir diese größeren Gesellschaften schufen, wussten die meisten Menschen wenig über die Lebensweise anderer Stämme und kamen nur mit wenigen Menschen in ihrem eigenen Lebensraum in Berührung. Erst seit in den letzten Jahrhunderten alle menschlichen Gemeinschaften in ein einziges Handelsnetz und ein Netzwerk globaler Information eingebunden wurden, haben wir einen Punkt erreicht, an dem wir alle uns realistisch vorstellen können, mit jedem einzelnen unter unseren sechs Milliarden Mitmenschen in Kontakt zu treten und ihm etwas zu schicken, das uns wertvoll erscheint: ein Radio, ein Antibiotikum, eine gute Idee. Leider sind wir auch in der Lage, aus Unachtsamkeit oder Bosheit Dinge zu schicken, die Schaden anrichten können: ein Virus, verschmutzte Luft, eine schlechte Idee. Und die Möglichkeiten des Guten wie des Schlechten vervielfachen sich über jedes Maß hinaus, wenn es

um die Politik geht, die unsere Regierungen in unserem Namen betreiben. Gemeinsam können wir arme Bauern ruinieren, indem wir ihre Märkte mit subventionierten Nahrungsmitteln überschwemmen; wir können Industrien durch Strafzölle lahmlegen oder Waffen liefern, die Tausende und Abertausende töten. Gemeinsam können wir den Lebensstandard erhöhen, indem wir eine neue Handels- und Entwicklungspolitik betreiben, Krankheiten mit Impfstoffen verhindern oder mit Medikamenten behandeln, Maßnahmen gegen den globalen Klimawandel ergreifen, zum Widerstand gegen Tyrannei ermutigen und dafür sorgen, dass der Wert jedes einzelnen Menschen anerkannt wird.

Und natürlich bedeutet das weltweite Informationsnetz – Radio, Fernsehen, Telefon, Internet – nicht nur, dass wir mit Menschen überall auf der Erde in Berührung kommen, sondern auch dass wir etwas über ihr Leben erfahren können. Jeder Mensch, den Sie kennen und für den Ihr Tun möglicherweise Auswirkungen hat, ist ein Mensch, gegen den Sie Verpflichtungen haben. Das ist nichts anderes als der Grundgedanke der Moral. Die Herausforderung besteht darin, das über Jahrtausende eines Lebens in kleinen, lokalen Gruppen geformte Denken und Fühlen mit Ideen und Institutionen auszustatten, die uns ein Zusammenleben in dem globalen Stamm erlauben, zu dem wir geworden sind.

Welche Überschrift wäre für diese Fragen die angemessene? Nicht «Globalisierung» – ein Ausdruck, der ursprünglich eine Marktstrategie, dann eine makroökonomische These bezeichnete und heute alles zu umfassen scheint, also nichts. Auch nicht «Multikulturalismus». Die Bedeutung dieses Begriffs ist gleichfalls umstritten, und ein Lob des «Kosmopolitischen» könnte als unschönes Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem angeblich Provinziellen empfunden werden. Man braucht sich nur einen Comme des Garçons-gekleideten Weltmann mit Platin-Vielfliegerkarte vorzustellen, der mit freundlicher Herablassung auf einen rotgesichtigen Bauern schaut. Und man fühlt sich unwohl.

Aber vielleicht ist der Ausdruck ja doch noch zu retten. Er hat sich ganz sicher als zählebig erwiesen. Der Begriff des Kosmopoliten geht mindestens bis auf die Kyniker des vierten vorchristlichen Jahrhunderts zurück, die den Ausdruck «Bürger des Kosmos» prägten. Die Formulierung war als Paradoxon gedacht und brachte die allgemeine Skepsis der Zyniker gegenüber Sitte und Tradition zum Ausdruck. Der Bürger – *politēs* – gehörte einer bestimmten *polis* an, einer Stadt, der er Loyalität schuldete. Der Kosmos war die Welt, nicht im Sinne der Erde, sondern des Universums. Der Begriff des Kosmopolitismus stand daher ursprünglich für eine Ablehnung der herkömmlichen Auffassung, wonach jeder zivilisierte Mensch einer der vielen Gemeinschaften angehört.

Der Gedanke wurde dann ab dem dritten vorchristlichen Jahrhundert von den Stoikern aufgegriffen und weiter ausgearbeitet, und diese Tatsache sollte noch größte Bedeutung für die weitere Geschichte der Idee erlangen. Denn die römische Stoa – Cicero, Seneca, Epiktet und Kaiser Marc Aurel – wurde, als das Christentum zur offiziellen Religion des Römischen Reiches aufgestiegen war, von vielen christlichen Intellektuellen als kongenial empfunden. Es ist eine kaum zu überbietende Ironie, dass Marc Aurel zwar die neue Sekte der Christen verfolgen ließ, seine außergewöhnlich persönlichen *Selbstbetrachtungen* jedoch – ein philosophisches Tagebuch, das er im zweiten Jahrhundert schrieb, während er das Römische Reich vor eindringenden Barbaren zu retten versuchte – seit nahezu zweitausend Jahren christliche Leser anziehen. Ein Teil dieses Reizes dürfte wohl von jeher darin gelegen haben, dass die kosmopolitische Überzeugung des kaiserlichen Stoikers von der Einheit der Menschheit an die Äußerung des Apostels Paulus erinnert: «Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid «einer» in Christus Jesus.»¹

Die weitere Karriere des Kosmopolitismus war durchaus exquisit. Er stand Pate bei einigen der großen moralischen Errungenschaften der Aufklärung, darunter die Menschenrechtserklärung von 1789 und Im-

manuel Kants Werk, das einen «Bund der Nationen» vorschlug. 1788 schrieb Christoph Martin Wieland – der einmal der deutsche Voltaire genannt wurde – in seinem Journal *Teutscher Merkur* in einer charakteristischen Ausdrucksform des Ideals: Kosmopoliten «betrachten alle Völker des Erdbodens als ebensoviele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen anderen vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besonderen Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist».² Und Voltaire selbst – den leider niemals jemand den französischen Wieland genannt hat – sprach beredt von der Pflicht, jene Menschen zu verstehen, mit denen wir unseren Planeten teilen, wobei er diese Notwendigkeit ausdrücklich mit unserer weltweiten wechselseitigen ökonomischen Abhängigkeit verband: «Da sie sich von den Erzeugnissen ihres Bodens ernähren, sich in ihre Stoffe kleiden, sich an den selbst erfundenen Spielen erfreuen und sich sogar von ihren alten moralischen Fabeln belehren lassen, wie könnten wir dem Geist dieser Nationen mit Unverständnis begegnen, unter denen unsere europäischen Händler umherreisen, seit sie einen Weg gefunden haben, zu ihnen zu gelangen?»³

Im Begriff des Kosmopolitismus sind also offenbar zwei Stränge ineinander verwoben. Der eine ist der Gedanke, dass wir Pflichten gegenüber anderen Menschen haben, die über die Blutsverwandtschaft und selbst über die eher formalen Bande einer gemeinsamen Staatsbürgerschaft hinausgehen. Der zweite Strang ist die Vorstellung, dass wir nicht nur den Wert menschlichen Lebens schlechthin, sondern des einzelnen menschlichen Lebens ernst nehmen müssen, das heißt, dass wir uns für die praktischen Tätigkeiten und Glaubensüberzeugungen interessieren sollten, durch die das Leben des Einzelnen erst seine Bedeutung erhält. Der Kosmopolit weiß: Die Menschen sind verschieden, und wir können aus diesen Unterschieden viel lernen. Da so viele menschliche Möglichkeiten es wert sind, erkundet zu werden, erwarten wir nicht und

wünschen wir auch nicht, dass alle Menschen oder alle Gesellschaften sich in Richtung einer einzigen Lebensweise entwickeln. Welche Pflichten wir auch gegen andere (und diese gegen uns) haben mögen, sie sind jedenfalls sehr oft berechtigt, ihre eigenen Wege zu gehen. Wie wir noch sehen werden, gibt es Zeiten, in denen diese beiden Ideale – universelle Sorge um andere und Achtung vor legitimen Unterschieden – miteinander kollidieren. In gewisser Weise ist «Kosmopolitismus» nicht der Name einer Lösung, sondern einer Herausforderung.

Wie weit können wir diese Idee als Weltbürger treiben? Sind wir wirklich verpflichtet, allen lokalen und partikularen Treuepflichten im Namen dieser gewaltigen Abstraktion, der Menschheit, abzuschwören? Manche Anhänger des Kosmopolitismus gefielen sich in diesem Gedanken – und machten sich dadurch leicht zur Zielscheibe von Gespött. Thomas Carlyle sagte über den Marquis de Mirabeau, einen Physiokraten des achtzehnten Jahrhunderts, den denkwürdigen Satz, er habe die Abhandlung *Der Menschenfreund* geschrieben, wenn er nicht gerade damit beschäftigt gewesen sei, seinen Sohn hinter Gitter zu bringen. Und Edmund Burke schrieb über Jean-Jacques Rousseau, der alle seine Kinder ins Waisenhaus gab: «Er liebte die Menschheit, aber haßte sein eigen Blut.»

Doch die unparteiische Version des kosmopolitischen Glaubensbekenntnisses übt weiterhin heimliche Faszination aus. Virginia Woolf mahnte einst zu «Freiheit von irrealen Loyalitäten» – gegenüber Nation, Geschlecht, Schule, der nächsten Umgebung und so weiter. Leo Tolstoi wandte sich im selben Geiste gegen die «Torheit» des Patriotismus. «Wer den Krieg ausrotten will, der muss den Patriotismus ausrotten», schrieb er 1895 in einem Essay – zwei Jahrzehnte, bevor der Zar von einer Revolution im Namen der internationalen Arbeiterklasse hinweggefegt wurde. Einige zeitgenössische Philosophen behaupten ganz ähnlich, die Grenzen der Nationen seien moralisch bedeutungslos – Zufälle der Geschichte ohne berechtigten Anspruch auf unsere Achtung.

Doch auch wenn manche Freunde des Kosmopolitismus mich irritieren, bin ich doch froh, ein Gegner der lautstärksten Feinde des Kosmopolitismus zu sein. Sowohl Hitler als auch Stalin – die selten einer Meinung waren, außer in der Überzeugung, dass Mord das wichtigste Instrument der Politik sei – zogen regelmäßig über die «entwurzelten Kosmopoliten» her, und auch wenn der Antikosmopolitismus für sie meist nur ein Euphemismus für Antisemitismus war, hatten sie doch Recht, wenn sie im Kosmopolitismus einen Feind erblickten. Denn beide forderten eine Treue zu einem Teil der Menschheit, zu einer Nation, Rasse oder Klasse, die Treue zur ganzen Menschheit ausschloss. Und die Kosmopoliten eint gerade der Gedanke, keine lokale Loyalitätspflicht dürfe uns jemals vergessen lassen, dass jeder Mensch Pflichten gegen alle anderen Menschen hat. Zum Glück brauchen wir uns für keine der beiden Seiten zu entscheiden, weder für die Nationalisten, die alle Fremden ausschließen, noch für die hartgesottenen Kosmopoliten, die Freunde und Mitbürger mit eisiger Unparteilichkeit betrachten. Die Position, die es wert ist, verteidigt zu werden, könnte man einen partiellen (partiellen und parteilichen) Kosmopolitismus nennen.

Zu dieser Frage findet sich eine erstaunliche Passage in George Eliots Roman *Daniel Deronda*, der 1876 erschien, dem Jahr, als Englands erster – und bislang letzter – jüdischer Premierminister Benjamin Disraeli als Earl of Beaconsfield in den Adelsstand erhoben wurde. Disraeli war zwar getauft und als Mitglied der Church of England aufgewachsen, aber er bewahrte sich immer den Stolz auf seine jüdischen Vorfahren (was angesichts seines Familiennamens, den sein Vater noch «D'Israeli» geschrieben hatte, kaum zu übersehen war). Deronda dagegen, der als christlicher Gentleman in England aufwuchs, entdeckte seine jüdische Herkunft erst als Erwachsener. Und er reagiert darauf mit dem Gefühl, die Pflicht zu haben, sich das «angestammte Erbe» seines Volkes so weit wie möglich zu eigen zu machen:

Es war, als hätte er durch die Entdeckung seiner Herkunft eine zweite Seele gefunden. Seine Urteilskraft wanderte nicht mehr in den Labyrinthen unparteiischen Mitfühlens, sondern wählte mit jener würdevollen Parteilichkeit, welche die beste Kraft der Menschen ist, eine engere Verbundenheit, durch die Mitgefühl zur Tat wird. So tauschte er denn die Vernunft der Vogelperspektive, die hoch fliegt, um Vorlieben zu meiden, und jegliches Gefühl für Qualitäten verliert, gegen die mutige Vernunft ein, Schulter an Schulter mit Menschen zu stehen, die dasselbe Erbe teilen.

Man beachte, dass Deronda mit der Wahl einer jüdischen Treuepflicht – einer «zweiten Seele» – nicht die Verpflichtungen gegenüber allen Menschen zurückweist. So sagt er zu seiner Mutter: «Ich glaube, es wäre richtig gewesen, wenn ich als bewußter Jude aufgewachsen wäre, doch es ist gewiß wertvoll, daß ich eine möglichst breite Erziehung genoß und an vielem Anteil nahm.» Das ist derselbe Deronda, der zuvor seine Entscheidung, im Ausland zu studieren, immerhin mit sehr kosmopolitischen Argumenten begründet hatte: «Ich will schon Engländer sein, aber ich möchte auch andere Sichtweisen kennenlernen. Und ich möchte eine rein englische Auffassung vom Studieren loswerden.»⁴ Loyalitäten und lokale Treuepflichten bestimmen nicht nur, was wir wollen, sondern weit mehr noch, was wir sind. Und Eliots Hinweis auf die «engere Verbundenheit, durch die Mitgefühl zur Tat wird», erinnert an Ciceros Ausspruch: «Am besten aber werden Gesellschaft und Zusammenschluß der Menschen bewahrt bleiben, wenn wir denen, die uns am engsten verbunden sind, das meiste Wohlwollen entgegenbringen.»⁵ Ein Glaubensbekenntnis, das die Besonderheiten der Blutsverwandtschaft und der Gemeinschaft missachtet, mag eine Vergangenheit haben, eine Zukunft hat es nicht.

In der letzten Botschaft, die mein Vater mir und meinen Schwestern hinterließ, schrieb er: «Denkt daran, dass ihr Bürger der Welt seid.» Doch als ein Führer der Unabhängigkeitsbewegung an der damaligen Gold-

küste sah er durchaus keinen Widerspruch zwischen lokaler Parteilichkeit und universeller Moral – zwischen der Teilhabe an dem Ort, an dem man lebt, und der Teilhabe an der unfassenden menschlichen Gemeinschaft. Als Sohn dieses Vaters und einer englischen Mutter, die engsten Kontakt zu ihrer Familie in England unterhielt und zugleich tief in Ghana verwurzelt war, wo sie nun seit mehr als einem halben Jahrhundert lebt, hatte ich immer das Gefühl einer mehrfachen und einander überlappenden Familien- und Stammeszugehörigkeit. Nichts hätte mir selbstverständlicher erscheinen können.

In der Tat *ist* nichts selbstverständlicher. Nach geologischen Zeiträumen gemessen, ist es gerade einen Wimpernschlag her, seit die Menschen erstmals Afrika verließen, und es gibt nur wenige Orte auf der Erde, an denen sie sich nicht niedergelassen haben. Der Drang zum Wandern ist nicht weniger «natürlich» als der Drang zur Sesshaftigkeit. Und die meisten Menschen, die fremde Sprachen und Sitten erlernten, taten das nicht aus bloßer Neugier. Die wenigsten suchten Nahrung für den Geist, die meisten einfach Nahrung. Vollkommene Ignoranz hinsichtlich der Lebensweise anderer Menschen ist weithin ein Privileg der Mächtigen. Den weitgereisten Polyglotten findet man mit gleicher Wahrscheinlichkeit unter den am schlechtesten wie den am besten Gestellten, in einer schäbigen Vorstadt wie an der Sorbonne. Wir dürfen den Kosmopolitismus also nicht als eine erhabene Fähigkeit verstehen. Er beginnt mit dem einfachen Gedanken, dass wir in der menschlichen Gemeinschaft ebenso wie in nationalen Gemeinschaften Bräuche für das Zusammenleben entwickeln müssen: Formen des Umgangs und der Geselligkeit.

Und auch des Gesprächs. Kumasi, wo ich aufgewachsen bin, ist die Hauptstadt der Asante-Region in Ghana, und in meiner Kindheit trug die Hauptgeschäftsstraße dort den Namen Kingsway Road. Wer in den 1950er Jahren die Kingsway Road hinunter in Richtung des im Stadtzentrum gelegenen Rangierbahnhofs ging, kam an Baboo's Bazaar vor-

bei, einem Geschäft, das importierte Lebensmittel verkaufte und von einem Mann gleichen Namens betrieben wurde: von Herrn Baboo, einem charmanten, höflichen Inder, der den Laden mit Hilfe seiner ständig wachsenden Familie führte. Herr Baboo war im Rotary-Club aktiv, und man konnte stets auf ihn zählen, wenn es um Spenden für diverse wohltätige Veranstaltungen ging, die zu den Zerstreungen der Mittelschicht in Kumasi gehörten. Aber in Wirklichkeit erinnere ich mich vor allem deshalb an ihn, weil er ein umfangreiches Sortiment an Süßigkeiten in seinem Laden führte und weil er immer lächelte. An den restlichen Weg die Straße hinunter kann ich mich nicht mehr erinnern, denn nicht jeder Laden führte Bonbons, die sich meinem Gedächtnis eingepägt haben. Aber ich erinnere mich, dass wir unseren Reis bei Irani Brothers kauften und dass wir häufig libanesisch und syrisch Familien besuchten, die Muslime und Maroniten waren, und auch einen philosophischen Drusen, Herrn Hanni, der importierte Kleidung verkaufte und, als ich älter wurde, stets bereit zu einem Gespräch über die Wirren in seiner libanesischen Heimat war. Es lebten noch andere «Fremde» unter uns: In den Militärbaracken mitten in der Stadt fanden sich in den «niederen Rängen» zahlreiche Soldaten aus dem Norden, deren Gesichter die typischen Narbenmuster ihres jeweiligen Stammes trugen. Und dann gab es noch die vereinzelt Europäer: den griechischen Architekten, den ungarischen Künstler, den irischen Arzt, den schottischen Ingenieur, ein paar englische Anwälte und Richter und an der Universität das bunte internationale Gemisch der Professoren, von denen viele im Unterschied zu den Kolonialbeamten nach der Unabhängigkeit im Land blieben. Als Kind wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, mich zu fragen, warum diese Leute so weit gereist waren, um in meiner Heimatstadt zu leben und zu arbeiten. Dennoch war ich froh, dass sie es getan hatten. Gespräche über Grenzen hinweg können durchaus belastend sein, zumal die Welt immer kleiner und der Einsatz immer größer wird. Deshalb lohnt es sich, daran zu erinnern, dass sie

auch ein Vergnügen sein können. Was Akademiker gelegentlich als «kulturelle Andersartigkeit» bezeichnen, sollte weder Ehrfurcht noch Verwirrung auslösen.

Der Kosmopolitismus ist ein Abenteuer und ein Ideal. Aber man kann nicht die menschliche Vielfalt achten und dann erwarten, dass alle Menschen Kosmopoliten würden. Die Menschen, die von ihrer legitimen Freiheit Gebrauch machen und sich zu ihresgleichen gesellen möchten – indem sie den Rest der Welt fernhalten wie die Amish in den USA –, haben dieselben Pflichten wie alle anderen: gegenüber den anderen zu tun, was die Moral verlangt. Dennoch scheint eine Welt, in der Gemeinschaften sich klar gegeneinander abgrenzen, keine ernsthafte Option mehr zu sein, falls sie dies denn jemals war. Abtrennung und Abschließung waren in unserer ständig umherreisenden Spezies schon immer etwas Anomales. Nicht der Kosmopolitismus ist harte Arbeit, sondern dessen Widerlegung.

Nach dem 11. September gab es viele gereizte Diskussionen über die Trennung zwischen «uns» und «denen». Dabei wurde oft das Bild einer Welt unterstellt, in der Konflikte letztlich auf Konflikte zwischen Werten zurückgehen. Dies halten *wir* für gut, und das halten *sie* für gut. Dieses Weltbild hat tiefe philosophische Wurzeln. Es ist durchdacht, gut gearbeitet und plausibel. Und, wie ich glaube, falsch.

Eines sollte ich klarstellen: Dies ist weder ein Buch über Politik noch ein Beitrag zu den Debatten über das wahre Gesicht der Globalisierung. Ich bin Philosoph von Beruf, und Philosophen schreiben selten nützliche Bücher. Dennoch hoffe ich, Sie davon überzeugen zu können, dass den Tatsachen der Globalisierung interessante begriffliche Fragen zugrunde liegen. Die Fragen, die ich stellen werde, mögen recht abstrakt erscheinen. Wie real sind Werte? Worüber reden wir, wenn wir von Unterschieden sprechen? Hat der Relativismus in irgendeiner seiner Formen Recht?